



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lie, Bernt: Oberlehrer Hauk : Roman : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und zwar Mosel- und Rheinfranken, davon zeugt unwiderleglich ihre Sprache, auch was das Wort Bach betrifft. Überblicken wir nämlich das weite Gebiet, in dem das Wort weiblich gebraucht wird, so treffen wir darin thüringische oder fränkische Bevölkerung, und zwar mosel- und rheinfränkische (wozu die Hessen gehören) und unterfränkische, nicht oberfränkische. Im Oberdeutschen, dem Alemannischen und Bayrischen, und im Oberfränkischen heißt es der Bach, darum auch in dem wesentlich oberfränkischen Vogtland — als einzige Ausnahme ist mir dort Lengenfeld bekannt — und dem westlichen Erzgebirge. Die Grenze läuft zwischen Meerane-Glauchau und Zwickau durch: hier in Zwickau heißt es noch der, dort schon die Bach, und strebt im allgemeinen nach Südosten: Thum und Geyer haben schon die (die Greifenbach). Nordöstlich von dieser Linie, also im eigentlichen Obersächsischen, dem östlichen Erzgebirge und der stark unterfränkischen Lausitz gilt nur die Bach: in Penig zum Beispiel heißt es die Goldbäche, in Wüstenbrand bei Chemnitz die Lungwitzbach, in Chemnitz die Gablenzbach, in Freiberg die Münzbach, in Meißen die Fürstenbach, in Wehlen die Grundbach, und weiter aufwärts die Sebnitzbach. Für manchen sächsischen Ort läßt sich die Erscheinung schon aus alter Zeit nachweisen. So lautet ein Beschluß des Stadtrats zu Grimma vom Jahre 1438 (Cod. dipl. Sax. II, 15, S. 67 ff.): . . . wer die bach schutzzin (abdämmen) wil zcu syner notdorfft, der sal sie schutzzin mit stro und nicht mit miste, by eynem nuwen grosschen. Im Freiburger Urkundenbuch lesen wir zum Beispiel 1391 (Cod. dipl. Sax. II, 13, S. 278, 6): an der Bach, 1441 (II, 14, S. 333, 21): die weze (Wiese) an der Goltbach, 1476 (II, 14, S. 405, 18): an der Münzebach. In Dresden hören wir immer nur von der Raczbach, das erstemal 1362 (Cod. dipl. Sax. II, 5, S. 46, 3), und noch 1458 (II, 5, S. 216, 12 v. u.) ist die Rede von „des heyligen Creutzs pfortichenn vff der Ratzbach“ — Ratzbach heißt es, beiläufig, in den ältern Urkunden niemals. Das älteste Zeugnis aber bietet Chemnitz (Cod. dipl. Sax. II, 6, S. 9, 12): hier wird schon 1324 eine Badestube erwähnt „di do lit (liegt) bi der bach“. Daß wir diese Erscheinung in Sachsen höchstens sechshundert Jahre zurückverfolgen können, erklärt sich ganz einfach daraus, daß erst ums Jahr 1300 das Lateinische als Urkundensprache vom Deutschen verdrängt wurde, und zwar ganz allmählich, so langsam, wie etwa die Sprache der unterworfenen Sorben der Sprache der deutschen Eroberer wich.

Oskar Philipp



## Oberlehrer Hauf

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)



ie blonde Stadt war nicht mehr blond. Sie war ein zerzauster, regengepeitschter Fleck mit Häusern und schmutzigen Straßen dazwischen, einem blauschwarzen, unheimlichen Sund darunter und mit den windgepeitschten Hügeln darüber, an deren Hängen der Birkenwald in jammervoller Nacktheit da stand. Zwischen den dünnen Zweigen der Bäume lagen die Sommerhäuser mit verschlossenen Gitterpforten und verschlossenen Berandentüren, und der Sturm und der Regen hausten nach Belieben da oben; kein Mensch sah ihnen zu, denn die Menschen

saßen unten in der Stadt in den Häusern und feuerten ein und schlossen fürsorglich Wind und Feuchtigkeit aus. Mußten sie hinaus, so schossen sie pfeilschnell in Galoschen und mit aufgeklappten Kragen über die Straße. In dem mit jedem Tage abnehmenden Lichte des Vormittags standen Fischer und Kartoffelbauern mit ihren Eimern und Trögen unten auf der Fischerbrücke und schlugen mit ihren in Dröcken steckenden Armen gegen den Oberkörper, um sich der Kälte zu erwehren, während das Birkenholz, das aus den Achtern und den zehnrudrigen Booten abgeladen wurde, triefend naß und in großen Haufen am Rande der Brücke lag. Sogar auf dem Stadtquai war es öde und leer. Nur wenn der Postdampfer aus der tiefhängenden, schweren Luft im Süden auftauchte, wimmelte dort unten ein hastiges Leben hervor und verschwand sofort wieder, sobald das Schiff, das immer Verspätung hatte, und dem der Teufel auf den Fersen saß, wieder hinausglitt in die tiefhängende Luft im Norden. Die Lokaldampfer, die unablässig kamen und gingen, die beachtete niemand, außer den armseligen Hafnarbeitern und den Spedituren, die ihr Geschäft dazu zwang.

Aber jeden Nachmittag wanderte eine Schar von Herren hastig die Straße in ihrer ganzen Ausdehnung entlang. Im Anfang waren es nur zwei, aber nach und nach, wie sie so im Lichte der elektrischen Straßenlampen auftauchten, mehrte sich ihre Zahl. Wenn sie die Stadt hinter sich gelassen hatten und weiter südwärts den Strandweg entlang gingen, waren es ihrer sieben oder acht. Und draußen auf dem Strandwege stieß der letzte zu ihnen, nämlich Oberlehrer Haut. Die ganze Schar ging dann bis an „das Ende der Welt“, wo sie umdrehten, den Oberlehrer an seiner Gartenpforte absetzten, die Straße durcheilten, an den verschiedenen Haustüren ihre Schritte mäßigten, bis sich die letzten zwei am nördlichsten Ende der Stadt trennten, wo Svend Bugge in seine Behausung hineinging, während der Seminaradministrator noch ein paar Schritte zu gehen hatte, bis er von seinem Abendspaziergang zu Hause angelangt war. Es waren dies außer den genannten in der Regel der Amtsrichter, der Bischof, der Direktor sowie zwei von den Lehrern der Schule, alle gleichgültig gegen Wind und Wetter. Von sechs bis halb acht Uhr kämpften sie sich die schwierige Strecke entlang, um am nächsten Tage wieder von vorn zu beginnen.

Im übrigen hatte das eigentliche gesellige Leben der Stadt noch nicht begonnen. Svend Bugge wurde häufig in den Familien eingeladen, sowohl zu den älteren Herren wie auch zu der Jugend. Er war überall sehr gern gesehen und sagte niemals nein. Er hatte sich ein großes Mansardenzimmer im Norden der Stadt mit Aussicht auf den Sund gemietet. In der Schule zeigte er einen Feuereifer, und von Oberlehrer Haut entlieh er Bücher. Man war jetzt schon tief in den November hineingekommen, und der junge Lehrer hatte sich sein Leben sehr behaglich eingerichtet. Trotzdem fühlte er sich immer wie ein ewig umherflatternder Vogel. Jeden Abend müde, unzufrieden und unruhig, jeden Morgen gespannt und erwartungsvoll. Sehr selten nur traf er Benny Haut. Sie war fast niemals außer Hause, weder in Gesellschaften noch auf der Straße. Und Oberlehrers lebten sehr still und zurückgezogen. Wenn er dahin kam, um sich Bücher zu holen oder mit dem Oberlehrer zu konferieren, traf er regelmäßig nur diesen allein. Benny zeigte sich fast niemals, und Frau Haut war kränklich, oft bettlägrig. Nur ganz ausnahmsweise einmal wurde er an einem Sonntag Mittag oder zufällig einmal des Abends eingeladen. Er wagte nicht recht, nach Benny zu fragen, denn der Oberlehrer war so merkwürdig scheu, wenn ihr Name zwischen ihnen genannt wurde. Ja selbst wenn es einmal geschah, daß sie sie drinnen im Zimmer nur singen und spielen hörten. Dann wurde er rot und verwirrt und wehrte die Fragen ab.

Pastor Kalland kam regelmäßig. Aber Svend Bugge glaubte bemerkt zu haben, daß seine Besuche im wesentlichen Frau Haut galten, drinnen im Schlafzimmern oder auch wohl einmal in der Wohnstube.

Er beruhigte sich damit, daß er ja Zeit vor sich habe, viel Zeit. Man sagte ihm auch, daß um die Weihnachtszeit mehr Leben in die Geselligkeit kommen werde, Bälle und dergleichen. Im übrigen hielten sich Oberlehrer Hauts auch dann sehr zurück. Frau Haut wurde von Alt und Jung in der ganzen Stadt von Herzen gehaßt. Er setzte seine schwache Hoffnung auf die hellern Tage nach Neujahr, nach dem Januar, wenn die dunkle Zeit überwunden war, und die Sonne das Haus da draußen wieder bescheinen würde, mit dem weißen Schnee auf dem niedrigen Dach über dem so trostlosen Garten. Er wußte, daß Benny mit Leib und Seele dem Schneeschuhsport huldigte.

\* \* \*

Die Sitzung des Armenvereins bei Frau Askaffen war beendet, und man erhob sich von dem Tische, auf dem leere Teetassen und Kuchentörbe standen. Pastor Kalland schlug das Buch zu, aus dem er den Damen vorgelesen hatte, und die Frau des Hauses und ihre Töchter trugen die Hüte und Mäntel der Damen vom Vorplatz herein.

Es ist bitterlich kalt geworden!

Ja, aber es ist doch gut, daß der Regen aufgehört hat, daß wir klares Wetter haben.

Der Pastor half in so viele Mäntel hinein, wie ihm nur möglich war.

Aber daß Sie an einem Tage wie heute in dem dünnen Rocke gehen, Herr Pastor!

Ich poche noch auf meine Jugend, Frau Askaffen!

Aber Sie werden sich erkälten — denken Sie an die schlimme Heiserkeit im vergangenen Jahre!

Und ich höre von Madame Nielsen, daß Sie noch kalte Bäder nehmen!

Jeden Morgen, Fräulein Askaffen, das härtet ab.

Die Damen schauderten.

Draußen war glitzernd klarer Sternenschein, aber es herrschte eine schneidende Kälte. Und die Damen hüllten sich in ihre Mäntel und vergruben die Hände in ihre Mäffe und trippelten eiligen Schrittes nach Hause.

Gehn Sie nicht nach Hause, Fräulein Haut? fragte der Pastor.

Ich will nur Frau Alnaes eine Strecke begleiten.

Dann glaube ich, nehme ich mir die Freiheit, mich den Damen anzuschließen.

Es ist ja so herrliches Wetter zu einem Spaziergang!

Frau Alnaes wohnte ganz im Norden der Stadt im Seminar, wo sie dem Haushalt vorstand. Und der Pastor und Benny brachten sie bis an ihre Haustür.

Was meinen Sie, Fräulein Benny, wenn wir noch eine kleine Strecke weiter nordwärts gingen?

Gern, sagte Benny.

Der Pastor sprach über das, was man heute gelesen hatte. Dann war das Thema erschöpft, und sie gingen schweigend weiter. Nach Norden zu erschloß sich der Sund. Der Weg war dunkel und unangenehm, und ein feiner scharfer Schnee prickelte die Wangen.

Das Schweigen wurde allmählich bedrückend.

Ich glaube, ich muß sehen, daß ich nach Hause komme, sagte Benny endlich. Es ist wirklich zu kalt hier!

Und sie kehrten um.

Hier nach Norden zu führt sonst mein gewöhnlicher Weg.

Ich finde, es ist hier so ungeschützt!

Freilich, ein wenig rauh ist es hier ja. Aber dafür ist es hier auch so friedlich.

Ja, hier geht wohl niemand!

Niemand außer mir. Aber ich finde, daß man seine Gedanken so gut sammeln kann auf einem so einsamen Wege. Man denkt so viel tiefer, man kommt sich selbst so viel näher. — Ja, hier habe ich manchen Gedanken zu Ende gedacht, das können Sie mir glauben! Während dieser fünf Jahre, die ich hier gewesen bin.

Sind sie schon fünf Jahre hier?

Ja, schon im sechsten. Das sollte im Grunde die Grenze für die Zeit eines jungen Geistlichen hier oben sein. Ja, der Bischof hat mich auch gerade gefragt, ob ich nicht daran denke, mich um eine Anstellung weiter südwärts zu bemühen.

Nun, und beabsichtigen Sie das nicht?

Ach ja, Sie können es mir glauben, ich denke schon daran. Wenn ich hier so mit meinen einsamen Grübeleien einhergehe. Es zieht mich ja natürlich nach mildern Gegenden, wo auch meine Heimat ist. Aber man hat auch hier so vieles lieb gewonnen. Die schöne stolze Natur und die höchst eigentümlichen Lebensbedingungen —

Das verstehe ich so gut!

Und vielleicht sind da auch Dinge rein persönlicher Art, die einen binden. Herz und Gemüt können auf so mancherlei Art festwachsen. Es kann so unmerklich geschehen, Fräulein Benny, ja ehe man es selber ahnt, kann man fühlen, wie die ganze Seele gefesselt und gebunden ist — an einen Menschen, den man lieb gewonnen hat —

Ja, das kann wohl kommen —

Und — ja, ein Heim wie das Ihre — so etwas findet man nicht so leicht wieder. Ihre Mutter, ja, und Ihr Vater — sind mir zu einem großen Segen geworden. Ja, und Sie nehmen es mir nicht übel, Fräulein Benny, wenn ich auch Sie mit dazu zähle!

Ach, mit mir ist nicht viel Staat zu machen! sagte Benny nervös, indem sie ihren Gang beschleunigte. Sie waren jetzt an den ersten Häusern der Stadt und der ersten elektrischen Laterne angelangt.

Sie gehn so schnell! Haben Sie eine solche Eile?

Ach —

Ich möchte so gern mit Ihnen reden, Fräulein Benny, mir liegt etwas so schwer auf dem Herzen, etwas, worüber ich lange nachgedacht habe, und das schon längst in meinem Innern gereift ist. Schon vor ein paar Jahren, schon ehe Sie uns verließen. Und nun seit Ihrer Heimkehr mehr als je!

Benny lief beinahe. Da wandte er sich zu ihr um und blieb stehn. Sie sah sich gezwungen, ebenfalls stehn zu bleiben.

Ich habe Ihrer Frau Mutter mein Herz erschlossen — kurz vor Ihrer Abreise im vergangnen Jahre — ich sagte ihr, Fräulein Benny, daß ich eine so starke Zuneigung für Sie empfände, daß ich es nicht für richtig hielt, meine so nahen Beziehungen zu Ihrem Hause fortzusetzen, ohne Ihre Mutter mit dem bekannt zu machen, was in meinem Herzen aufgesproßt war, und was, das fühlte ich, weiter wachsen würde. Ich mußte wissen, ob sich Ihre Mutter unwillig zu

dem Gedanken stellte, daß ich eines Tags — im Laufe der Zeit, wenn Sie draußen im Leben gereift und erprobt wären, daß ich da vor Sie hintreten dürfte, um Sie zu bitten, mein Leben zu segnen und —

Benny wandte sich um und ging. Er folgte ihr.

Ach, hätten Sie das doch nicht gesagt, Herr Pastor!

Warum, Fräulein Benny?

Benny schüttelte nur den Kopf.

Haben Sie mir denn gar kein gutes Wort zu sagen?

Sie schüttelte den Kopf abermals schweigend. Und sie bogen in die Straße ein und in die Stadt. Endlich blieb der Pfarrer stehn.

Ich muß hier in dieses Haus hinein und einen Kranken besuchen. Und da möchte ich Ihnen Adieu sagen. Ich will es mir nicht leid sein lassen, daß ich mit Ihnen geredet habe, Fräulein Benny. Ich will Sie nur bitten, meine Worte liebevoll in Ihrem Herzen zu erwägen. Und dann will ich warten. Einmal werden Sie mir Ihre Antwort geben!

Er grüßte und ging in das Haus der Armut hinein.

Mit fieberhaft schnellen Schritten ging Benny die Straße hinab. Dann wurde ihr Gang langsamer.

Aber auf einmal hörte sie taktfeste Schritte auf der hartgefrorenen Straße hinter sich und lebhaftes Unterhalten. Es waren der Seminardirektor, der Bischof, der Amtsrichter und — Die Herren holten sie ein, gingen an ihr vorüber.

Entschuldigen Sie — ich habe eine Bestellung an Fräulein Hauf zu machen.

Evend Bugge trennte sich von den andern und stand ihr grüßend gegenüber, unter dem grellen Licht einer elektrischen Lampe.

Guten Abend, Fräulein Benny!

Guten Abend!

Gehn Sie nach Hause?

Ja!

Sie — Sie sehen so traurig und elend aus!

Sie versuchte zu lächeln.

Sie wissen, ich habe Sie vor dem Gesicht gewarnt! Sie sehen aus wie eine alte, alte Frau, ja das tun Sie! Kommen Sie und gehn Sie eine Strecke mit mir — ach ja!

Seine Lustigkeit ging plötzlich in einen warmen, flehenden Ton über.

Ach, ausnahmsweise einmal! Ich bitte so herzlich darum! Ich sehe Sie ja sonst niemals! Es ist, als seien Sie in die Erde versunken — und die Erde ist öde und leer ohne Sie!

Sie waren schon über den Schulberg hinaus gelangt.

Ja, einer Persephone gleichen Sie, die in den Hades hinabgeführt ist! Und ich renne in Sturm und Regen umher und kann Sie nicht finden. Weil Sie sich in dem düstern Reiche der Schatten halten! Finden Sie, daß es dort so schön ist — ?

Sie sagte plötzlich heftig: Sie dürfen nicht so reden! Mir wird ganz elend!

Er lachte ausgelassen und sagte ein wenig verwundert: Nein, jetzt ist es ja etwas ganz andres! Jetzt befindet sich Persephone wieder auf dem Wege zur Erde hinauf — und nun ist es Frühling, und die Vögel singen im Hain! Können Sie sehen, wie der Himmel illuminiert hat — zu Ehren von Persephone!

Nein bitte nicht, wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen. Ich mag es nicht. Wirklich, ich mag es nicht!

Das mit den Sternen?

Das mit Persephone und dem Hades! Huh!

Ich wußte nicht, daß Sie so graulich sind!

Ach, Gott weiß, was ich bin oder noch werden kann!

Wenn Sie fortfahren, ein solches Gesicht zu machen, dann werden Sie auf alle Fälle die älteste kleine Frau von der Welt. Und noch dazu mitten unterm Sternenhimmel! Oder vielmehr — nein, sehen Sie doch, wie es da aufflammt!

Sie waren jetzt auf dem Hügel angelangt und blieben stehen und wandten sich um. Unter ihnen lag die große Masse der Stadt und darüber der Phosphorschimmer von all den elektrischen Laternen in den Straßen. Der Sund und die Gebirgswand auf der andern Seite waren in Dunkelheit gehüllt. Aber höher hinauf, auf den Zinnen mit ihrem frischgefallenen Schnee, zitterte der Glanz des Nordlichts, und über dem Himmelsgewölbe flammten und flackerten die unruhig wechselnden Lichtstreifen in blaßrot, rosa und grün.

Ein schöneres Land gibt es doch nicht auf der Welt, sagte Svend Bugge. Man ist nie sicher vor Überraschungen. Es wird ganz sonderbar sein, wenn man wieder einmal südlicher ist und sich an die Ordnung einer allgemeinen christlichen Natur gewöhnen muß!

Ich finde, es ist unheimlich, sagte Benny. Solange ich denken kann, habe ich gefunden, daß das Nordlicht einen gleichsam aus der gewöhnlichen Welt hinaus, in etwas wunderbar Fernes versetzt, das nicht zu dem Bereich der Menschen gehört. Es gibt nichts, was so an den Nordpol erinnert!

Sie gingen weiter. Der Weg führte zur Linken an dem Friedhof der Stadt vorüber, zur Rechten lag der kleine Friedhof der katholischen Gemeinde; da drinnen stand, hoch zum Himmel aufragend, mit seinen vier schwarzen, kräftigen Linien ein mächtiges Kreuz aus Holz.

Svend Bugge zeigte auf das Kreuz.

Welches Pathos darin liegt! sagte er.

Ich kann mich noch erinnern, als es errichtet wurde, sagte Benny. Ich ging damals zur Konfirmationsstunde. Und dann eines Tags lief ich ganz allein Schneeschuh. Sie wissen, in der Zeit, da hat man oft so quälende Gedanken —

Ach ja, das kenne ich!

Ich war nicht recht geistig damals. Ich war kurz davor, verrückt zu werden von all dem Nachdenken über Christus. Nicht über all das Kluge und Theologische und Moralische und dergleichen. Sondern über ihn selbst. Über sein Gesicht, seine Stimme, seine Augen, seine Hände! Und ich bekam schrecklich viel Schelte deswegen, es sei überspannt und ungesund und namentlich sündhaft. Und das war es ja auch sicher alles. Und ich wurde bange und eingeschüchtert und bemühte mich so herzlich, an das zu denken, woran ich denken sollte, an die Erlösung und die Bekehrung und die Sühne der Sünden. Aber im geheimen brannte es in mir — ich weiß nicht, wie ich ihn nennen soll, diesen wunderbaren Menschen, von dem ich des Nachts träumte, ich saß am See Genesareth und sah und hörte nur ihn und sehnte mich danach, daß er mich mit seinen Augen ansehen und seine Hand auf mein Haupt legen sollte. — Ja, in dieser Dual ging ich umher, so ein dummes, törichtes Mädchen. Und an diesem Tage, den ich niemals vergessen werde, war ich ganz bis auf die andre Seite gewandert durch den Wald in meiner Einsamkeit und Dual. Und dann am späten Nachmittag, als es schon angefangen hatte zu dämmern, kam ich aus dem Gehölz dort herabgefaßt. Und da auf einmal erhebt sich dieses Kreuz hier mir gerade gegenüber aus der Erde, schwarz und gewaltig und so ganz allein hier in der Einsamkeit!

Denken Sie nur, ich fiel ohnmächtig hin! Vor Angst und Schrecken! Die Katholiken hatten es ein paar Tage zuvor aufgestellt, ohne daß irgend jemand etwas davon gehört hatte. Und ich hatte es also nicht gesehen oder geahnt — hier oben, wo ich mich fast jeden Tag auf Schneeschuhen herumtrieb! Aber seither hat immer ein besondres Verhältnis zwischen mir und dem Kreuz bestanden. Ich liebe es!

Es steht hier als äußerster Vorposten nach dem Eismeer zu! Eine Grenzwahe zwischen der Welt der Dämonen und der Menschen! sagte Svend Bugge.

Und als Merkzeichen, daß wir uns an der äußersten Grenze der Menschheit befinden!

Svend Bugge erwiderte nichts. Er beobachtete sie von der Seite, wie sie mit großen, dunkeln Augen neben ihm dahinschritt. Endlich sagte er: Sie sehnen sich wohl nach Paris zurück, Fräulein Benny!

Ach nein, das tue ich wirklich nicht. Das ist so weit weg und so fern, daß ich fast meine, es könne nie Wirklichkeit gewesen sein!

Jedenfalls sind Sie schlechter Laune!

Könnten Sie nicht von etwas anderm mit mir sprechen als von meinem alten Weibergezicht?

Das möchte ich für mein Leben gern! Aber wenn Sie da neben mir hergehen und elend aussehen und traurig und trübselig, dann kann ich es nicht lassen, daran zu denken. Und Sie können doch nicht verlangen, daß ich von was anderm reden soll, als woran ich denke!

Ich sollte doch meinen, daß die Leute das von einem verlangen!

Die Leute, ja! Sie und ich sind aber doch keine — Leute!

Benny lachte laut.

Nun, lachen können Sie also doch noch! Es war ja ordentlich eine Wohlthat, das zu hören!

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her.

Ich will Ihnen übrigens sagen, Fräulein Benny, daß es in der Regel sehr dumm ist, nicht von dem zu reden, woran man denkt. Namentlich, wenn es etwas ist, was uns bedrückt. Es hilft sicher nicht, von dem zu reden, woran man nicht denkt!

Aber ich denke an nichts!

Ich sage es Ihnen gerade heraus, es ist mir furchtbar schmerzlich zu sehen, daß Sie traurig sind. Warum können Sie nicht fröhlich und vergnügt sein! Das paßt doch viel besser zu Ihnen!

Das glaube ich nicht! Es hat gewiß nie zu mir gepaßt, so recht fröhlich und vergnügt zu sein.

Sie sollen mir nichts erzählen, was Sie gar nicht meinen.

Ich meine — sagte sie sinnend und ging schweigend weiter. Ach ja, zuweilen kann ich es wirklich meinen. Ich kann mir zum Beispiel denken, daß es schön sein müsse, wieder so ein kleines Mädchen zu sein, so im Konfirmationsalter!

Daß Sie sich auf solchen Unsinn einlassen wollen! Auf den berühmten Unsinn von „den glücklichen Zeiten der Kindheit“! Keine Zeit ist so schlimm wie die Kindheit!

Es ist aber doch das Gute dabei, daß man wenigstens noch ein Kind ist und dann ist es doch nicht so eine Last, kindisch zu sein!

Ich glaube nicht, daß Sie gerade unter der Last leiden, Fräulein Benny!

Sie sah in tiefem Ernst zu ihm auf.

Ja. Diese Last bedrückt mich und hat mich mein Lebenlang bedrückt. Und ich fürchte, daß ich sie nie wieder loswerden kann. Es ist nämlich kindlich, sich nie bei dem beruhigen zu können, was ist, sich stets in etwas hineinzuträumen, was nicht ist und niemals sein kann. Es ist keine Phantasterei oder so etwas, nichts schönes und feines wie etwa Träumereien oder Schwärmerei, sondern vielmehr eine Art Erwartung. Als ob alles, was ist, alles, was geschieht, nur etwas Vorläufiges sei, etwas Unwesentliches, nicht das Eigentliche. Das Eigentliche liegt dahinter und wartet. So ist es.

Ist das die Last, die Sie bedrückt?

Ja, es ist nämlich etwas schreckliches. Denn es macht einen zu einem untüchtigen Menschen in dem Leben, in das man hineingesetzt ist. Man macht es niemand recht, am allerwenigsten sich selbst. Man wird mißvergnügt und undankbar und — gewissermaßen — anspruchsvoll!

Es ist mir, als sähe ich ganz feine Gebilde, kleine Blütenknospen oder so etwas, feine, feine Keime in Ihnen selber, auf denen Sie jetzt herumtrampeln, und gegen die Sie schlecht sind.

Was für Gebilde?

Ihre Sehnsucht. Das Schönste, was wir haben, ja die Keime, die Funken in all unserm wahrhaftigen Leben! Das mißhandeln Sie, nennen es eine Last! Wie sollte es wohl mit uns werden, wenn nicht immer „das Eigentliche“ dahinter läge oder jenseits! Wenn die Sonne ausbrennte, und kein Tag morgen wieder graute! Und keine Hoffnung mit ihm geboren würde! Und wir mit dem fertig wären, was ist und was geschieht — wenn wir keine Ziele hätten —

Es ist etwas andres für Sie und solche Menschen, die einen geistigen Beruf haben, wie zum Beispiel die Wissenschaft —

Unfinn! Ganz einfach Blödsinn! Hier mühe ich mich zum Beispiel tagaus tagein an der Schule ab. Wenn Sie meinen, daß das Wissenschaft ist, so irren Sie jammervoll! Aber ich — wissen Sie, ich kann mir jetzt denken, daß Ihr Vater nicht so fühlt und denkt — ja, so wie ich mir vorstelle, daß ein Mann denkt, der ja im Grunde nicht das geworden ist, was er einmal werden wollte — nicht wahr? Das darf ich doch von Ihrem Vater sagen?

Benny nickte.

Ja, denn es gibt tausend kleine Freuden, Hoffnungen, Ziele — geradezu Erwartungen, die man mit den Knaben erleben kann, im Schulfach — mit —

Aber für Sie liegt es immer dahinter, bestimmt und klar, ich meine in Ihrem Bewußtsein, daß Sie nach Ablauf eines Jahres hiermit abschließen werden und zu etwas Größerm, Höherm übergehen werden!

Der Mensch, der in sich den Glauben daran tötet, daß er zu etwas Größerm und Höherm übergehen wird, der diesen Glauben eine Last nennt, begeht eine schreckliche Sünde, Fräulein Benny!

(Fortsetzung folgt)

